Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 128 (1960)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schweizerische
KIRCHENZEITUNG
INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 7. JANUAR 1960 VERLAG RÄBER & CIE. AG., LUZERN 128. JAHRGANG NR. 1

Der Weg zum wahren Frieden

WEIHNACHTSBOTSCHAFT PAPST JOHANNES' XXIII.

Mittwoch, den 23. Dezember 1959, um 12 Uhr, richtete Papst Johannes XXIII., nachdem er die Glückwünsche des Kardinalskollegiums, der Prälaten und Beamten der römischen Kurie und päpstlichen Familie entgegengenommen hatte, seine Weihnachtsbotschaft an die Gläubigen und Völker der Erde. Der italienische Wortlaut der Ansprache, vom Rundfunk zahlreicher europäischer und außereuropäischer Sender übernommen, ist erschienen im «Osservatore Romano», Nr. 298, Donnerstag, den 24. Dezember 1959, und wird unsern Lesern in nachfolgender Originalübersetzung vermittelt. *J. St.*

Einleitung

In seinen einleitenden Worten erinnerte der Heilige Vater an die zwölf Weihnachtsbotschaften seines Vorgängers Pius XII. und wies hin auf die Vielfalt der Bemühungen und Vorschläge zur Verwirklichung des Weltfriedens in der heutigen Welt:

Wie viele Friedenswege werden in der heutigen Welt vorgeschlagen und aufgezwungen. Und wie viele werden auch uns angeraten, die wir wie Maria und Joseph die Gewißheit haben, unsern Weg zu kennen und nicht fürchten, wir könnten uns irren.

Was für eine Vielfalt von Bezeichnungen kam seit dem zweiten Weltkrieg auf diesem Gebiet auf, und wie viel Mißbrauch wird mit dem Wort Frieden getrieben (Jerem. 6, 14). Wir anerkennen und achten den guten Willen so vieler Wegbereiter und Botschafter des Friedens in der Welt: von Staatsmännern, erfahrenen Diplomaten und tüchtigen Schriftstellern. Doch sind die menschlichen Anstrengungen für den Weltfrieden noch weit entfernt von einer Verständigung zwischen Himmel und Erde. Der wahre Friede kann nur von Gott kommen, er hat nur einen Namen: Pax Christi, Friede Christi, er hat nur ein Gesicht, jenes, das ihm aufgeprägt ist von Christus, der, als wollte er den Verfälschungen des Menschen zuvorkommen, versichert hat: «Ich hinterlasse euch den Frieden, ich gebe euch meinen Frieden» (Joh. 14, 27).

Der christliche Friede

Dreifach ist der Aspekt des wahren Friedens:

Friede der Herzen. — Der Friede ist vor allem eine innerliche Angelegenheit, etwas Geistiges; seine grundlegende Bedingung ist die liebende und kindliche Abhängigkeit vom Willen Gottes: «Du hast uns für Dich geschaffen, o Herr, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir» (S. Augustinus, Bekenntnisse 1, 1, 1). Alles was diese Übereinstimmung und Einheit des Willens schwächt oder zerstört, steht im Gegensatz zum Frieden, vor allem die Schuld, die Sünde. «Wer wollte Ihm trotzen und bliebe noch heil!» (Job 9, 4.) Der Friede ist die glückliche Erbschaft jener, die das göttliche Gesetz beobachten: «Wer Deine Lehre liebt, hat tiefen Frieden» (Ps. 118, 165).

Der gute Wille unserseits ist nur der ehrliche Vorsatz, das ewige Gesetz Gottes zu respektieren, sich seinen Geboten gleichförmig zu machen, seine Wege zu befolgen, mit einem Wort: in der Wahrheit zu stehen. Das ist die Ehre, die Gott vom Menschen erwartet. Friede den Menschen, die guten Willens sind.

Sozialer Friede. — Dieser hat seine feste Stütze in der gegenseitigen Achtung der persönlichen Würde des Menschen. Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, und seine Erlösung gilt nicht nur der Allgemeinheit, sondern auch dem einzelnen Menschen: «Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben», «Ipse dilexit me et tradidit semetipsum pro me» (Gal. 2, 20). Wenn Gott den Menschen in solchem Ausmaß geliebt hat, so bedeutet dies, daß der Mensch ihm gehört, und daß die menschliche Person unbedingt geachtet werden muß. Dies ist die Lehre der Kirche, die zur Lösung der sozialen Fragen den Blick immer auf die menschliche Person gerichtet und gelehrt hat, daß die Dinge und Einrichtungen — die Güter, die Wirtschaft, der Staat — vor allem für den Menschen da sind, und nicht der Mensch für sie. Die Unruhen, die den innern Frieden der Nationen erschüttern, haben ihren Ursprung hauptsächlich darin, daß der Mensch fast ausschließlich als Werkzeug, als Ware, als unbedeutendes Rad im Triebwerk einer großen Maschine, als einfache Produktionseinheit behandelt wurde. Nur wenn man in der Bewertung des Menschen und seiner Tätigkeit seine persönliche Würde als Kriterium nimmt, hat man das Heilmittel, um die Unstimmigkeiten unter den Bürgern und die oft tiefen Meinungsverschiedenheiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu beschwichtigen und der Familie jene Lebens- und Arbeitsbedingungen und jenen Beistand zu sichern, die es ihr ermöglichen, ihre Funktion als Zelle der Gesellschaft und erste von Gott bestellte Gemeinschaft für die Entfaltung der menschlichen Person zu leisten.

Nein, der Friede hat keine solide Grundlage, wenn in den Herzen nicht jener Brudersinn lebendig ist, der alle miteinander verbindet, die gleicher Herkunft sind und die gleiche Bestimmung haben. Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer einzigen Familie überwindet die Begehrlich-

AUS DEM INHALT

Der Weg zum wahren Frieden
Epiphanie
Um die Wiedervereinigung mit den orientalischen Kirchen
Wir «Verkünder des Wortes» und die Sprache
Kirchweihe in Zürich erweckt schmerzliche Erinnerungen
Kleine Pfarreien und Priestermangel
Im Dienste der Seelsorge
Ordinariat des Bistums Basel
Cursum consummaverunt
Persönliche Nachrichten
Neue Bücher

keit, den Stolz, den Trieb, andere zu beherrschen, alles Ursachen der Meinungsverschiedenheiten und Kriege; sie schließt alle zusammen zu einer Gemeinschaft höherer und hochherziger Solidarität.

Internationaler Friede. — Die Grundlage des internationalen Friedens ist vor allem die *Wahrheit*. Denn auch für die internationalen Beziehungen gilt das Wort Christi: «Die Wahrheit wird euch frei machen», «Veritas liberabit vos» (Joh. 8, 32). Man muß also gewisse irrige Auffassungen überwinden: den Mythus der Gewalt, des Nationalismus oder anderes, was das Zusammenleben der Völker vergiftet hat, und muß das friedliche Zusammenleben auf den Grundsätzen der Moral aufbauen, entsprechend der Lehre der rechten Vernunft und der christlichen Lehre.

Neben der Wahrheit und von ihr erleuchtet muß die *Gerechtigkeit* einhergehen. Diese verhütet, was Anlaß gibt zu Streit und Krieg, sie löst Zwistigkeiten, legt die Aufgaben fest, präzisiert die Pflichten, entspricht den Rechten jeder Partei.

Die Gerechtigkeit wiederum muß vervollständigt und getragen sein von der christlichen Liebe, d. h. die Liebe zum Nächsten und zur eigenen Nation darf nicht nach Art eines verschlossenen oder auf das Wohl des andern argwöhnischen Egoismus auf sich selbst zurückgebogen werden, sondern sie muß sich ausweiten und ausbreiten, um mit einem spontanen Drang zur Solidarität alle Völker zu umfassen und mit ihnen lebenskräftige Interessen anzuknüpfen. Man wird dann von einem Zusammenleben sprechen können, und nicht nur von Koexistenz, die nichts weiß von Solidarität und nur Barrieren aufrichtet, hinter denen sich der gegenseitige Argwohn, die Furcht und der Terror einnisten.

Die Irrwege des Menschen auf der Suche nach dem Frieden

Der Friede ist ein unvergleichliches Geschenk Gottes und zugleich eines der höchsten Ziele im Streben der Menschen. Der Friede ist unteilbar. Keiner der Züge, die sein unverkennbares Wesen ausmachen, darf übersehen oder ausgeschieden werden.

Nachdem auch die Menschen unseres Zeitalters die Erfordernisse des Friedens nicht völlig verwirklicht haben, treffen sich die göttlichen Wege zum Frieden nicht mit jenen des Menschen. Daher die abnormale internationale Lage dieser Nachkriegszeit, die gleichsam zwei Blöcke geschaffen hat mit allen sich daraus ergebenden Unannehmlichkeiten. Es ist kein Kriegszustand, aber es ist auch nicht der Friede, jener wahre Friede, nach dem die Völker sehnlich verlangen.

Weil der wahre Friede in seinen verschiedenen Aspekten unteilbar ist, wird er sich im sozialen und internationalen Bereich nicht behaupten können, wenn er nicht in erster Linie etwas Innerliches ist. Vor allem braucht es dazu — es ist nötig, dies zu wiederholen — «Menschen guten Willens», gerade solche, denen die Engel von Bethlehem den Frieden verkündeten: «Pax hominibus bonae voluntatis» (Lk. 2, 14), den Frieden Christi den Menschen guten Willens. Nur sie können in der Tat die Bedingungen verwirklichen, die in der Wesensbestimmung des Friedens, so wie sie der hl. Thomas von Aquin umriß, enthalten sind: «Die geordnete Eintracht der Bürger» (Contra Gent. III, c. 146), also Ordnung und Eintracht. Doch wie soll diese doppelte Blüte der Ordnung und Eintracht sich entfalten, wenn jene, denen die Verantwortung für das öffentliche Leben übertragen ist, keine persönliche Unterwerfung unter das ewige Sittengesetz anerkennen, bevor sie die Vorteile und Risiken ihrer Entscheidungen abwägen.

Man muß mit Entschiedenheit die Hindernisse beseitigen, die die menschliche Bosheit in den Weg legt. Solche Hindernisse sind die Propaganda für die Unsittlichkeit, die sozialen Ungerechtigkeiten, die erzwungene Arbeitslosigkeit, der Gegensatz zwischen dem Elend und der Vorzugsstellung jener, die sich Verschwendung erlauben können, die Störung des Gleichgewichts zwischen dem technischen und moralischen Fortschritt der Völker, der hemmungslose Wettlauf in der Aufrüstung, ohne daß eine ernsthafte Möglichkeit besteht, zu einer Lösung des Abrüstungsproblems zu gelangen.

Das Wirken der Kirche

Die letzten Ereignisse haben eine Atmosphäre der sogenannten Entspannung geschaffen, die viele Gemüter wieder mit Hoffnung erfüllt hat, nachdem man lange Zeit in einem Zustand des Scheinfriedens, in einem denkbar labilen Zustand gelebt hatte, der mehr als einmal zu versagen drohte. Das alles zeigt, wie tief das Verlangen nach dem Frieden in den Herzen aller verwurzelt ist.

Die Kirche bittet voll Vertrauen denjenigen, der die Geschicke der Völker lenkt und den Sinn der Regierenden dem Guten zuwendet, es möge dieses allgemeine Verlangen nach Frieden bald in Erfüllung gehen. Die Kirche, obwohl nicht von dieser Welt, aber dennoch in der Welt lebend und wirkend, verrichtet seit den ersten Tagen des Christentums nach den Worten des hl. Paulus «Gebete, Fürbitten und Danksagungen für alle Menschen, für Könige und jede Obrigkeit, damit wir ein stilles und ruhiges Leben führen können in aller Gottesfurcht und Ehrbarkeit» (1 Tim, 2, 1—2); und so begleitet die Kirche noch heute mit ihrem Gebet alles, was in den internationalen Beziehungen zur Entspannung, zur friedlichen Regelung von Meinungsverschiedenheiten, zur Annäherung und Zusammenarbeit unter den Völkern beiträgt.

Nebst dem Gebet stellt die Kirche ihre mütterlichen Dienste zur Verfügung, sie weist hin auf ihre unvergleichliche Lehre und spornt die Gläubigen zur Mitarbeit für den Frieden an, indem sie an die berühmte Mahnung des hl. Augustinus erinnert: «Es ist ein größerer Ruhm, die Kriege mit dem Wort zu überwinden als die Menschen mit dem Schwert, und es ist wahrer Ruhm, den Frieden mit Hilfe des Friedens zu erringen» (S. Augustinus, Ep. 229, 2; PL 1019).

Es ist die eigentliche Aufgabe und Pflicht der Kirche, sich für den Frieden einzusetzen, und sie ist sich bewußt, daß sie keines der ihr zur Verfügung stehenden Mittel verpaßt hat, um den Frieden für die Völker und die einzelnen Menschen zu sichern. Die Kirche verfolgt mit Wohlwollen jede ernsthafte Initiative, die geeignet ist, der Menschheit neue Kämpfe und neue unberechenbare Verheerungen und Zerstörungen zu ersparen.

Leider sind bis heute die Ursachen nicht beseitigt, die die internationale Ordnung gestört haben und noch immer stören. Man muß also die Quellen des Unheils zum Versiegen bringen, sonst werden dem Frieden immer Gefahren drohen.

Die Ursachen für das internationale Malaise wurden von Papst Pius XII., unserem Vorgänger seligen Angedenkens, klar aufgezeigt, besonders in den Weihnachtsbotschaften von 1942 und 1943. Es ist gut, sie nochmals zu nennen. Diese Ursachen sind: die Vergewaltigung der Rechte und der Würde der menschlichen Person, die Verletzung der Rechte der Familie und des Rechtes auf Arbeit, die Umstürzung der Rechtsordnung und der gesunden, christlichen Auffassung vom Staat, die Verletzung der Wahrheit, Unversehrtheit und Sicherheit der andern Nationen, welches immer ihre Ausdehnung sei, die planmäßige Unterdrückung der kulturellen und sprachlichen Eigenart der nationalen Minderheiten, die egoistischen Berechnungen derer, die darnach trachten, die wirtschaftlichen Quellen, die für den gemeinsamen Gebrauch bestimmten Güter an sich zu reißen zum Nachteil der andern Völker; und im besondern die Verfolgung der Kirche.

Es ist zu beachten, daß die Befriedung, die die Kirche wünscht, nicht etwa verwechselt werden darf mit einem Zurückweichen oder Nachlassen in ihrer Entschlossenheit gegenüber den Ideologien und Lebenssystemen, die in scharfem und unüberwindlichem Gegensatz zur katholischen Glaubenslehre stehen; diese Befriedung bedeutet auch nicht Gleichgültigkeit gegenüber den Seufzern, die uns aus den unglücklichen Gegenden erreichen, wo die Menschenrechte mißachtet und die Lüge systematisch angewendet werden. Noch weniger darf man den schmerzvollen Kreuzweg der Kirche des Schweigens vergessen, wo die Bekenner des Glaubens, den ersten christlichen Blut-

Epiphanie

Der liturigische Name unseres Hochfestes im Weihnachtskreis verrät seine Herkunft aus dem griechischen Osten. Im lateinischen Westen heißt es *Manifestatio* (Augustin) oder *Festum declarationis* (Leo d. Gr.). Rom hat es erst geraume Zeit nach Mailand gefeiert, wo es der Vater des lateinischen Kirchenliedes, Ambrosius, im Hymnus «Illuminans altissimus» verherrlicht hat. Das römische Brevier nennt eine dreifache Erscheinung oder Offenbarung des Erlösers (Epiphanie). Die erste besingt die Berufung der Weisen: «Ibant Magi, quam viderant stellam sequentes praeviam. Lumen requirunt lumine, Deum fatentur munere. (Prudentius, † nach 405.) Das Licht führt sie zum Lichte hin. Die Gaben künden ihren Sinn.»

Die folgende Strophe heißt: «Lavacra puri gurgitis — caelestis agnus attigit: peccata, quae non detulit, nos abluendo sustulit. Des Himmels Lamm berührt die Flut, in lautern Wellen wäscht es gut. — Von Schuld, die ihm nicht eigen war, «macht seine Taufe rein und klar» (Theophanie). Dem Wunder bei der Hochzeit zu Kana widmet Prudentius die Zeilen: «Novum genus potentiae: aquae rubescunt hydriae, vinumque jussa fundere, mutavit unda originem. Ein neues Wunder ist gescheh'n — die Wasser, die in Krügen stehn, sie röten sich, sie werden Wein — verwandelt hat sein Wort ihr Sein» (Betphanie):

Als vierte Erscheinung rechnet Ambrosius die wunderbare Brotvermehrung (Phagiophanie): «Sic quinque milibus virum — dum quinque panes dividis — edentium sub dentibus — in ore crescebat cibus. Du hast fünf Brote ausgeteilt — der fünfmal tausendfachen Zahl der Hungerleider bei dem Mahl — vermehrt im Mund ist, was ernährt.» Heute führt das römische Brevier nur mehr drei Wunder an: «Tribus miraculis ornatum diem sanctum colimus: hodie stella magos duxit ad praesepium, hodie vinum ex aqua factum est ad nuptias, hodie in Jordane a Johanne Christus baptizari voluit, ut salvaret nos.»

Die fremdklingende Bezeichnung Epiphanie spricht das Volk natürlich viel weniger an als das farbenreiche, lebendige Bild der hl. Drei Könige, die ihre kostbaren Gaben der göttlichen Mutter an die Krippe bringen. Diese Szene paßt ausgezeichnet in die größte Marienkirche Roms, wo noch ein Rest der steinernen Krippe aus der Felsenhöhle Bethlehems gezeigt wird. Dennoch hat die Liturgie für die Epiphanie eine andere Statio auserwählt, St.-Peters-Dom, die Papstkirche. Da hören die ergriffenen Pilger aus aller Welt beim Amt die Verheißung des Propheten Isaias: «Ambulabunt gentes in lumine tuo et Reges in splendore ortus tui.» Welchen Eindruck ein solcher Gottesdienst auf die Pilger macht, habe ich selber erfahren. Ich war im Februar 1898 unter 60 000 Menschen aus allen Kontinenten zur diamantenen Jubelmesse des greisen Papstes Leo XIII. im Petersdom zu Rom. Wie Zachäus auf den Baum, so stiegen die «Gwundrigen» auf das Dach der Beichtstühle: «Quaerebant videre Papam.» Seither hat die Peterskirche das Schauspiel von Riesenaudienzen noch öfter gesehen, die meisten unter Pius XII.. Da drängt sich heute die Frage auf: Ist nicht das Papsttum selber eine in der Kirchengeschichte öfter oder besser immerwährende Epiphanie von Petrus bis zu Johannes XXIII.? Erleben da nicht immer wieder viele Tausende, was wir an Epiphanie beten: «Jesu tibi sit gloria, qui apparuisti gentibus?»

Die Begründung dieser Erscheinung ist keine andere als der unvergängliche Wahrspruch des Herrn: «Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam et portae inferi non praevalebunt adversus eam» (Matth. 16, 18). Das ist die laute Mahnung des Breviers im Commune unius aut plurium Summorum Pontificum. Ein großer Papst, eine lebendige Epiphanie vor dem schrecklichen Hunnenkönig Attila hielt die Homilie zu dem unauslöschlichen Matthäusworte. Es gab auch Päpste, die dem hl. Leo, dem Großen, nicht glichen. Gerne beruft sich die Welt auf sie, um ihren Unglauben zu beschönigen. Der Homilet hat das vorausgesehen und bemerkt: «Omnium pastorum sollicitudo — perseverat et cuius etiam dignitas in indigno herede non deficit.» So dachte auch Leo XIII., als er das Vatikanische Archiv den Historikern auftat. Heute haben wir zum Glück auch einen Historiker auf dem päpstlichen Stuhl. Die Wahrheit scheut das Licht nicht. Gerade die dunkelsten Blätter der Papstgeschichte, an denen die Mächte der Finsternis mit Freude gearbeitet haben, beweisen, daß die göttliche Kirche in guten Händen ist. Wenn man mit Voltaire jubelt: «Es ist Matthä am letzten mit der Kirche», so spricht man sich das eigene Urteil. Heißt es doch dort: «Ecce ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem saeculi» (Matth. 28, 20). Recht hatte der weitblickende Geistesmann, Joseph de Maistre, als er an König Viktor Emanuel schrieb: «Niemals hat ein Fürst, der die Hand an den Papst — welchen auch immer — legte, sich einer langen und glücklichen Regierung rühmen können.»

Historia docet. Aber sie hat oft taube Schüler. Wollten wir sie aufzählen, wir kämen an kein Ende. Lieber singen und sagen wir an der Epiphanie: «O Roma felix, quae tantorum principum es purpurata pretioso sanguine, excellis omnem mundi pulchritudinem. Non laude tua, sed sanctorum meritis quos cruentatis iugulasti gladiis» (Paulinus II., Patriarch von Aquileja, † 802).

Dr. Carl Kündig, Canonicus

---

zeugen nacheifernd, endlosen Leiden und Qualen für Christus ausgesetzt sind. Diese Feststellungen lassen uns auf der Hut sein vor einem übertriebenen Optimismus, sie lassen uns dagegen um so eifriger beten für eine wahrhaft universale Rückkehr zur Achtung vor der menschlichen und christlichen Freiheit.

Möchten doch alle Menschen guten Willens zu Christus zurückkehren und auf seine göttliche Lehre hören, welche die seines Stellvertreters auf Erden ist und die der rechtmäßigen Hirten, der Bischöfe. Sie werden die Wahrheit finden, die vom Irtum, von der Lüge und Täuschung befreit; sie werden die Verwirklichung des Friedens von Bethlehem, den die Engel den Menschen guten Willens verkündet haben, beschleunigen.

(Originalübersetzung für die «SKZ» von J. St.) (Schluß folgt)

Um die Wiedervereinigung mit den orientalischen Kirchen

Am 14. Juni 1959 erschienen auf der Titelseite der griechischen Tageszeitung «Akropolis» die Bilder des Papstes Johannes XXIII. und des Patriarchen Athenagoras von Konstantinopel. Darunter war zu lesen: «Ein Problem, das die ganze Christenheit interessiert: Kann die Vereinigung der Kirchen als nahe bevorstehend angesehen werden?» Die Zeitung brachte dann zusammenfassend die Antworten auf eine Rundfrage bezüglich der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen, die an hohe Persönlichkeiten der verschiedenen Bekenntnisse in der ganzen Welt gerichtet worden war. Diese Rundfrage in der populärsten griechischen Tageszeitung (Auflage 50 000) zeigt, wie sehr die Frage der Einheit gerade die griechische Bevölkerung beschäftigt, die zu 99 % der orthodoxen Staatskirche angehört. Aber nicht nur die Bevölkerung Griechenlands, sondern die ganze christliche Welt beschäftigt sich heute mit der Frage der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen, besonders seit Papst Johannes XXIII. diese Frage als wichtigstes Traktandum des kommenden Ökumenischen Konzils hingestellt hat.

Die orientalischen Kirchen

Die getrennten orientalischen Christen lassen sich in drei große Gruppen zusam-

menfassen: die Nestorianer, die Monophysiten und die Orthodoxen. Die beiden erstgenannten werden vielfach als häretische Kirchen angesehen, während man die Orthodoxen lediglich unter die Schismatiker einreiht.

Der *Nestorianismus* geht zurück auf den Patriarchen Nestorius, der erklärte, daß in Christus zwei Personen seien, eine menschliche und eine göttliche. Maria habe nur den Menschen Christus, in dem Gott wohnt, geboren und könne deshalb nicht Gottesgebärerin, sondern nur Christusgebärerin genannt werden. Die Lehre wurde auf dem Konzil von Ephesus im Jahre 431 verurteilt. Daß es zum Bruch mit Rom kam, ist aber weitgehend politischen Faktoren zuzuschreiben. Während acht Jahrhunderten nahm der Nestorianismus einen großen Aufschwung und verbreitete sich rasch in China, in der Mongolei und in Indien. Zur Zeit seiner größten Blüte zählte er 12 Millionen Gläubige in 200 Diözesen. Durch den Islam und die mongolischen Eroberungen im 14. Jahrhundert wurde der Nestorianismus fast völlig vernichtet. Heute gibt es noch etwa 140 000 Nestorianer mit chaldäischem Ritus im Norden von Irak und in Syrien. Sie leben in größter Armut und werden von einem nur mangelhaft gebildeten Klerus betreut.

Die *Monophysiten* (alexandrinischer, antiochenischer und armenischer Ritus) trennten sich auf dem Konzil von Chalzedon (451) von der römischen Kirche. Ihr Begründer Eutyches lehrte, daß in Christus nur eine Natur sei. Die menschliche Natur Christi sei nach der Menschwerdung ganz in die göttliche Natur umgewandelt worden. Die Monophysiten bildeten in der Folgezeit in den verschiedenen Ländern (Armenien, Syrien, Ägypten, Abessinien) nationale Kirchen, die zum Teil wieder eigene Namen erhielten (Jakobiten in Syrien, Kopten in Ägypten und Abessinien). In Ägypten wurden die Monophysiten durch den Islam weitgehend aufgesogen, während sie sich in Abessinien, obwohl ganz vom Islam umgeben, durch die Jahrhunderte halten konnten. Freilich sind Klerus und Gläubige religiös schlecht gebildet, und im Verlaufe der Zeit hat sich die Lehre auch mit jüdischen und heidnischen Elementen vermischt. Heute zählt die monophysitische Kirche 10 Millionen Gläubige mit koptischem (alexandrinischem) Ritus, 2,5 Millionen mit armenischem Ritus, vor allem in Südrußland und 775 000 Jakobiten (syrischer Ritus), besonders in Südindien.

Unter *Orthodoxen* verstehen wir jene orientalischen Christen, die zwar das damalige kirchliche Glaubensgut unverfälscht bewahrt haben, aber den Primat Roms nicht anerkennen. Sie trennten sich im 9. Jahrhundert erstmals von Rom. Die endgültige Trennung erfolgte im Jahre 1054. In den folgenden Jahrhunderten wurden wiederholt Verhandlungen aufgenommen (Konzil von Florenz), um die Einheit wieder herzustellen. Die Bemühungen waren aber nie mehr von dauerndem Erfolg gekrönt. Zur orthodoxen Kirche gehören vor allem der Balkan und die slavischen Länder mit Ausnahme von Polen. Kirchliches Oberhaupt ist der Patriarch von Konstantinopel.

Später haben eine Reihe von Ländern autokephale Kirchen errichtet, von denen Moskau (1589) die größte Bedeutung erlangte. Weitaus die Mehrzahl (135 Millionen) der Gläubigen der orthodoxen Kirche gehört dem byzantinischen Ritus an. Dazu kommen 110 000 mit chaldäischem Ritus, 11 500 000 mit alexandrinischem Ritus, 745 000 mit antiochenischem Ritus und 3 385 000 mit armenischem Ritus. Diesen 150 Millionen getrennten orthodoxen Christen stehen etwa 10 Millionen unierte orientalische Christen gegenüber, d. h. solche, die aus der Orthodoxie zur Vereinigung mit Rom zurückkehrten, aber die orientalische Liturgie beibehalten haben.

Ist eine Wiedervereinigung möglich?

Bei der Beantwortung dieser Frage müssen verschiedene Aspekte berücksichtigt werden. Eine Wiedervereinigung mit den Orthodoxen dürfte rein vom dogmatischen Standpunkt aus nicht auf allzu große Schwierigkeiten stoßen. Wenn auch die orthodoxe Kirche im Verlaufe der Jahrhunderte eine eigene Lehrentwicklung durchgemacht hat, so hat sie sich in den wesentlichen Glaubenslehren doch nicht von den Lehren der römischen Kirche entfernt, während bei den Nestorianern und Monophysiten größere Lehrgegensätze zu überbrücken wären. Es ist die allgemeine Auffassung unserer Theologen, daß in der orthodoxen Kirche die Weihen und damit auch die andern Sakramente gültig gespendet werden.

Größere Schwierigkeiten dürften von anderer Seite erstehen. Die Andersgeartetheit des orientalischen Menschen gegenüber dem Abendländer hat im Verlaufe der Jahrhunderte zu gegenseitigen Vorurteilen und Mißverständnissen geführt, die nicht von heute auf morgen beseitigt werden können. Es ist auf beiden Seiten eine ernste Gewissenserforschung notwendig. Es muß offen zugestanden werden, daß auf beiden Seiten Fehler begangen wurden, denn neben den politischen Ursachen war vor allem menschliches Versagen schuld an der Trennung.

In vielen Ländern ist die orthodoxe Kirche nationale Staatskirche. Ein Aufgeben des Schismas könnte darum für viele die Befüchtung erwecken, daß dadurch die nationale Unabhängigkeit gefährdet würde. Ferner muß berücksichtigt werden, daß ein großer Teil der orthodoxen Kirche heute unter kommunistischer Herrschaft steht. Eine Wiedervereinigung mit Rom dürfte in diesen Ländern nur noch schwerere Verfolgungen nach sich ziehen.

Es ist eine überaus erfreuliche Tatsache, daß seit der Ankündigung eines neuen allgemeinen Ökumenischen Konzils die Frage der Wiedervereinigung auf der ganzen christlichen Welt im Mittelpunkt des Interesses steht. Wir können die vielen Stimmen, die sich positiv dazu geäußert haben, hier nicht aufführen. Vor allem die ökumenischen Zeitschriften wie «Irenikon», «Istina», «Una Sancta», «Herder-Korrespondenz» u. a. berichten laufend darüber. Die Wiedervereinigung muß vorbereitet werden durch gegenseitige Kontaktnahme, die durch gegenseitige Achtung und Anerkennung der Eigenwerte getragen sein muß. Letztes Jahr war es bereits auf Rhodos zu einer solchen inoffiziellen Kontaktnahme zwischen orthodoxen und katholischen Theologen gekommen. Hoffen wir, daß auch die angekündigte Gesamtsynode der orthodoxen Kirche, auf deren Traktandenliste die Frage der Wiedervereinigung an erster Stelle steht, das Werk der Einigung wieder einen Schritt weiter führen wird.

Vor allem darf nicht vergessen werden, daß die Wiedervereinigung der orientalischen Kirchen mit Rom das Werk des Heiligen Geistes sein wird. Wir aber können das Wirken des Heiligen Geistes vorbereiten und beschleunigen, indem wir dem Wunsche des Heiligen Vaters nachkommen und in diesem Monat ganz besonders beten, daß das Verlangen nach Einheit bei den getrennten orientalischen Kirchen immer mehr wachse.

Dr. Johann Specker, SMB

Missionsgebetsmeinung für den Monat Januar: Daß die vom Heiligen Stuhl getrennten Ostkirchen vom Verlangen nach wahrer und vollkommener Glaubenseinheit mit der katholischen Kirche entflammt werden.

Wir «Verkünder des Wortes» und die Sprache

Ich denke an meinen Vater. Er war ein einfacher Mann und von Beruf Schlosser, aber er verstand sein Handwerk. Er paßte auf $^1/_{10}$ Millimeter genau ein Achsenlager ein und brauchte nicht mehr als vier knappe Hammerschläge, um den dicksten Nagel in ein Brett zu treiben. Ich habe das auch versucht, aber ohne Erfolg. Entweder traf ich daneben oder der Nagel krümmte sich. Mein Vater sah mir zu, bisweilen schüttelte er den Kopf und sagte (— ich höre seine Stimme heute noch, und es sind schon mehr als 30 Jahre her): «Laß die Finger davon! Aus dir wird nie ein rechter Arbeiter, höchstens ein — Pfarrer . . .»

Nun, wir alle, die statt Schlosser, Schreiner, Maler oder Schornsteinfeger eben Priester und Seelsorger geworden sind, wissen es: wir üben ebenfalls ein Handwerk aus, das verstanden sein will. Und zu diesem Handwerk gehört auch und vor allem das Sprechen.

Wir sprechen, um das Wichtigste vorwegzunennen, auf der Kanzel. Wir sprechen im Unterricht, an Vereinsabenden, in religiösen Zirkeln und Arbeitsgemeinschaften, bei Sitzungen, Tagungen und hundert anderen Anlässen. Wir reden zu Gebildeten und «Armen im Geiste», zu Alten und Jungen, Eifrigen und Lauen und Abgestandenen, zu Pharisäern und Zöllnern, zu Heiligen, Scheinheiligen und Sündern, und wir sprechen nicht nur vor einem mehr oder weniger anonymen Publikum, zu einer größeren oder kleineren Zuhörerschaft, die unserm Vortrag interessiert folgt oder die ihn geduldig über sich ergehen läßt wie einen lauwarmen Platzregen, von dem man hofft, daß er nicht allzulang dauert; wir sprechen auch unter vier Augen, von Mensch zu Mensch, sei es im Beichtstuhl, in unserem Pfarrbüro, am Krankenbett, bei einem Hausbesuch — oder bei einer zufälligen Begegnung im Eisenbahnabteil oder Omnibus oder einfach so über den Gartenzaun hinweg.

Wir reden nicht bloß, wir schreiben auch. Wir lehren, ermahnen, loben, tadeln, erklären, widerlegen, trösten. Und immer wieder ist unser unmittelbarer oder entfernter Zuhörer ein anderer Mensch, der uns Freude oder Sorge macht, uns auf die Nerven geht oder langweilt (wie wir vielleicht ihn ...), der uns glaubt und vertraut oder doch so tut als ob, wenn er es nicht wagt, uns offen zu widersprechen. Ein Mensch, der nicht nur sein eigenes Gesicht hat, sondern auch sein eigenes Temperament, seine Geschichte, seine besondere seelische Verfassung und Stimmung, sein Anliegen und seine Bedürfnisse, seine Schwierigkeiten und Schwachheiten, seine guten und schlimmen Anlagen, seine Geheimnisse, die er nicht preisgibt und seine Erfahrungen und Enttäuschungen und heimlichen Hoffnungen, wer weiß, vielleicht auch seine Komplexe, seinen Tic oder Knacks, seine Neurose. Und wo und wann wir sprechen oder schreiben, ob öffentlich oder privat, vor einer kompakten Masse oder einem einzelnen, wir tun es weiß Gott nicht zum bloßen Zeitvertreib, oder weil es uns besonderes Vergnügen macht, uns selbst zu hören. Wir reden, weil wir müssen. Und wir müssen reden, weil der Dienst am Wort — dem gesprochenen wie dem geschriebenen — für uns Beruf und Berufung ist. Ich sage bewußt: Beruf, nicht Handwerk. Das Mittel aber, diesen Dienst auszuüben, ist die Sprache.

Und hier nun besteht das Handwerkliche darin, dieses Instrument richtig zu verwenden, es gleichsam in den Griff zu bekommen und so zu beherrschen, daß es uns jederzeit willig zur Verfügung steht. Es kommt ja nicht nur darauf an, was wir sagen, wenn wir sprechen oder schreiben, sondern auch darauf, wie wir es sagen. Mit anderen Worten, was unser Wirken entscheidet, ist mit der Idee, der Wahrheit, zugleich der sprachliche Ausdruck, das Bild, der Tonfall, die «Nuance», und das gerade dann, wenn wir nicht bloß «opportune», sondern auch «importune» zu sprechen haben. Dazu gehören verschiedene Dinge wie psychologisches Einfühlungsvermögen, Mitgefühl, Takt, vor allem aber auch Kenntnis der Sprache und ihrer Möglichkeiten, das Empfinden für den Zusammenhang von Gedanke, Wort und Wirkung, gehören logisches Denken und Ehrfurcht vor dem Wort, gehört so etwas wie ein feinnerviges Sprachgewissen.

Und wenn auch nicht jedermann die gleiche Begabung zur Sprache hat, — diese Dinge sind lernbar. Sie sind notwendig und durch keine noch so eigenwillige und originale Begabung ersetzbar. Ihre Beherrschung macht jenes Handwerkliche aus, auf das wir gerade in unserem Dienst am Wort nicht verzichten können, und das eben darum genauso zu unserem Pflichtenkreis gehört wie alle anderen beruflichen Kenntnisse und Fähigkeiten. Ein derart klassisches Latein zu sprechen, daß Cicero vor Begeisterung den Schluckauf bekommen würde, wenn er es hörte, ist sicher lobenswert. Aber was nützt es uns, wenn wir Deutsch reden müssen, um verstanden zu werden, und zwar ein Deutsch, das zu Herzen geht oder «ankommt», wie man heute sagt? Und natürlich ist es für einen Theologen selbstverständlich, in seiner Theologie daheim zu sein, auch wenn er nicht jede Bibelstelle nach dem Urtext zitieren kann, nicht jeden Artikel der Summa theologica wörtlich im Kopf hat oder das Kirchenrecht seitenlang auswendig weiß. Dennoch, die Theologie entbindet ihn nicht davon, sein Sprachgewissen zu pflegen, wenn er nicht nur Theologe, sondern auch Seelsorger sein will. Und eben das soll er doch. Jeder auf seine Weise.

II.

Mit dem Sprachgewissen verhält es sich wie mit dem Gewissen überhaupt. Es ist uns zunächst als Anlage gegeben, und alles kommt darauf an, was daraus wird. Man kann das Sprachgewissen rechtzeitig wecken und entwickeln. Man kann es formen und bilden. Man kann es aber auch verbilden und deformieren oder ganz einfach vernachlässigen und einschlafen lassen. So gibt es — wenn auch selten — das ängstliche Sprachgewissen des Puritaners, dem jedes Fremdwort, sogar jedes falsche oder nicht vorhandene Satzzeichen Magenbrennen verursachen. Häufiger kommt das laxe Sprachgewissen dessen vor, der sich um grammatikalische Richtigkeit, um einen sauberen und gepflegten sprachlichen Ausdruck oder um die logische Konsequenz seines Gedankenganges einen Pfifferling kümmert. Und es gibt zwischen beiden die bunte Schar jener komischen Heiligen, die sich für gottbegnadete Sprachkünstler halten oder mit der feierlichen Miene von Weltweisen Sprüche von sich geben, deren Sinn sich bei näherem Hinhören alsbald in baren Unsinn verkehrt. Und dies alles gibt es in erschreckendem Ausmaß gerade unter uns «Dienern am Wort».

Hier ein paar Beispiele, für deren «Echtheit» ich mich verbürgen kann:

Vor Jahren pflegte ein italienischer Prälat seine Ferien regelmäßig in der Schweiz zu verbringen und dabei ebenso regelmäßig eine deutsche Predigt zu halten, die er mit der Anrede begann: «Geliebte Christen und Christinen» (der Ton auf «...inen»!). Ein harmloser Sprachschnitzer, über den man mit etwas Humor verständnisvoll grinsend hinweghören kann. Wenn ein junger Theologe jedoch in seiner Probepredigt von «Europa, dem waffenstrotzenden Pulverfaß« spricht, dann ist es höchste Zeit, dem verhinderten Lacordaire klarzumachen, was es heißt, bildhaft zu sprechen. Vom logischen zum theologischen Blödsinn ist nur ein kleiner Schritt. Das bewies jener Exerzitienmeister, der das Geheimnis der Menschwerdung im jungfräulichen Schoß der Gottesmutter mit der Belichtung einer photographischen Platte verglich. Weiter: Wenn es in einer Moped-Reklame heißt, das Vehikel habe eine Seele von Motor, so ist eine solche Geschmacklosigkeit kein Grund, in einer katholischen Zeitung von einem «Call-Girl-Ring der Nächstenliebe» zu sprechen. Ein Pfarrer erwartet — laut «Kirchenordnung», daß «alle Mitglieder des Frauen- und Müttervereins recht zahlreich an der Monatsversammlung erscheinen». Ein anderer spricht in seiner Grabrede der verstorbenen Schwester Oberin «für ihr geistiges Ratschlagen» seinen tiefbewegten Dank aus .

Daß jemandem beim Sprechen einmal so ein Lapsus passiert, kann vorkommen und wäre weiter nicht tragisch zu nehmen, wenn — ja wenn hinter dem Lapsus oder der Stilblüte nicht eine Denkfaulheit stünde, von der selbst große Geistesmänner und bekannte Schriftsteller nicht immer frei sind.

Da steht in dem vielgelesenen und gerühmten Paulus-Buch von Professor Josef *Holzner* der Satz:

«In Korinth erwartete ihn eine andere Gruppe von Freunden. Es war der glänzendste Generalstab von Mitkämpfern, die je ein Apostel mit sich geführt hat.» (S. 333). —

Und zwei Seiten weiter dieser:

«Der große Gedanke, den er im Galater-Brief angeschlagen, geisterte noch in seinem Kopf. Jener Brief war mehr eine Expektoration des leidenschaftlich bewegten Herzens.» (S. 335). —

Apostel sind die «Protagonisten im Stadion Gottes» (S. 426). Und wissen Sie, was für Paulus «der Silberblick seines Lebens» war? Lesen Sie:

«Jetzt, da der letzte trübe Erdenrest in der dunklen Kerkernacht von ihm abgefallen war, und der Spiegel seiner Seele das Bild des gekreuzigten Meisters in reinem Glanze zurückwarf, erreichte auch der liturgische Opferdienst seiner apostolischen Laufbahn seinen Höhepunkt. Das war der ‚Silberblick seines Lebens'» (S. 463). —

Karl Adam spricht in seinem «Wesen des Katholizismus» von «genialischen Theologen» statt von «genialen». Und von der bösen Begierlichkeit sagt er, sie, «die auch im Wiedergeborenen als Folge der Erbsünde noch fortwirkt, befleckt nicht bloß die Reinheit seiner Absichten und seines Tuns — *so daß selbst seine heiligsten Erlebnisse der Sündenvergebung bedürfen* — sie hemmt auch gleich einem Bleigewicht den Höhenflug seiner Liebe, so daß sich das neue Leben nur lang-

sam und tastend zum ‚Vollalter Christi' entfaltet» (S. 216). —

Daß die Gnade Christi sich selbst «erfüllt und *belohnt* in meinem Wirken», steht ebenfalls bei Karl Adam zu lesen (S. 217) und ebenso, daß «neben dem Heiligen, der für seinen Glauben kämpft und *tötet,* auch der Heilige, der für seinen Glauben duldet und stirbt» zu finden ist (S. 246).

Das *Fegfeuer* aber wird im gleichen Buch wie folgt beschrieben: «Wie ein Vorfrühling ist das Fegfeuer. Schon huschen warme Strahlen über die harte Scholle und wecken hier und dort schüchternes Leben. Immer reicher strömt Gnade um Gnade, Kraft um Kraft, Trost um Trost vom Haupt Christi in seine leidenden Glieder» (S. 126). —

Falls man im Fegfeuer auch Sprachsünden abzubüßen hat, wird sich ein Mann wie Erich *Przywara* auf allerhand gefaßt machen müssen. Denn was er sich vor allem in seinem jüngsten Essay-Band an Schlampigkeit, Willkür und Vergewaltigung der Sprache leistet, kann ihm nicht so bald nachgesehen und verziehen werden. Der Band wimmelt nicht nur von Schachtelsätzen und eigenwilligen Konstruktionen wie z. B. diese (— bitte laut lesen!):

«Es ist am überraschendsten der Stil, den die fast erschreckend gewaltigen Rhythmen des großen Spaniers Federico Garcia Lorca in sich tragen, spanische Liturgizität mit maurischer vereinend (huldigend dem großen Sänger Amerikas, Walt Whitman, in dessen Thythmen wieder der Thythmus der Psalmen orgelte)» (S. 157).

Manche Sätze sind ganz einfach unmöglich und würden in jedem Schüleraufsatz rot angestrichen. Zum Beispiel:

«Da waren endlich die beiden Ur-Bayern Peter Lippert und Josef Kreitmaier: Pater Lippert, der von P. Kreitmaier mit mir zusammen ‚die beiden Kindsköpfe' genannt wurde, weil wir mit Wollbesen und Kakteengießkanne einander neckten — P. Kreitmaier, von dem ich ‚sein Hofdichter' genannt wurde, weil ich ihm seit unserem gemeinsamen neuen Kirchengesangbuch ‚Unsere Kirche' immer neue Texte liefern mußte, die er, der ehemalige Stolz der Regensburger Schule, echt bajuwarisch kraftvoll und innig komponierte» (S. 97).

Richtig müßte es doch wohl heißen: «P. Kreitmaier, der P. Lippert und mich die beiden Kindsköpfe nannte ...» A propos P. Lippert — wie sauber und vornehm und von echtem Sprachgewissen erfüllt war gegenüber diesem Wortgetöse doch sein Stil!

III.

Nun ist es mit Beispielen freilich so eine Sache. Sie mögen noch so authentisch sein, es handelt sich doch immer nur um Einzelfälle und in unserem Fall sogar um ziemlich krasse. Es hieße die Sache allzusehr vereinfachen, wollte man sie ganz allgemein als typisch für den «geistlichen Stil» oder den Stil der Geistlichen von heute bezeichnen, und ich möchte sie auch keineswegs in diesem Sinn verstanden wissen. Immerhin handelt es sich auch nicht um faule Witze, sondern um Tatsachen. Und wenn derlei Sprachsünden möglich sind und vorkommen, ja wenn wir selbst uns ehrlich eingestehen müssen, daß auch wir gegen Sprachschnitzer leichteren oder schwereren Kalibers nicht gefeit sind, dann haben wir allen Grund, unser eigenes Verhältnis zur Sprache (und zu unserem «Dienst am Wort») genauer zu überprüfen und an uns selbst eine Reihe Fragen zu stellen.

Erste Frage:

Ist es nicht so, daß wir zur Sprache eben doch kein rechtes Verhältnis mehr haben? Bei allzu vielen von uns wird dieses Verhältnis bestimmt durch eine gewisse Gleichgültigkeit in sprachlichen Dingen oder vornehmer ausgedrückt durch eine Art von müder Resignation. Sie seien nun einmal keine geborenen Redner oder Literaten sagen sie. Der deutsche Aufsatz war vielleicht nicht ihre starke Seite, und deutsche Literatur oder Rhetorik haben sie am Gymnasium weit weniger interessiert als die Mathematik oder die Naturwissenschaft, wenn nicht gar der Sport. Daß sie über die Hürde der Matura kamen, war mehr Glück als Verstand. Und selbst wenn es ihnen Spaß machte — heute haben sie keine Zeit mehr für derlei Späße. Andere Interessen gehen vor. Andere Geschäfte sind wichtiger als die Beschäftigung mit einer Sprachlehre oder einem Dichter. Wer so viel reden muß wie sie, kann froh sein, wenn er fünf Minuten vor Beginn seine Predigt oder Ansprache wenigstens mit ein paar Stichworten auf dem Papier oder im Kopf hat. Im überladenen Pflichtenheft eines modernen Seelsorgers bleibt kaum der nötige Raum frei für die Betrachtung, das Brevier, den Blick in die Zeitung und die Lektüre seiner theologischen Fachliteratur, die ihm, sofern er dafür noch eine freie Stunde findet, weiß Gott, kaum zu einem besseren Deutsch verhelfen wird.

Das Verhältnis kann aber auch durch eine gewisse Überheblichkeit und allzu große Selbstsicherheit bestimmt sein. Man war im deutschen Aufsatz einmal Nummer eins, und nicht nur im Aufsatz. Die guten Noten von damals sind einem, ohne daß man es merkte, in den Kopf gestiegen. Oder man denkt, jetzt, da einem kein Lehrer mehr mit schlechten Noten kommen kann, sei alles erlaubt. Man verwechselt echte Originalität und schöpferische Sprachgestaltung mit bloßer Willkür und Effekthascherei. Man spielt den Sprachschöpfer im kleinen. In Wirklichkeit ahmt man einfach jene Kollegen «ex ordine philosophorum» nach, die meinen, sich und ihrer Wissenschaft nicht nur neue Gedankengänge, sondern auch eine neue Sprache schuldig zu sein. Daß sie allein von einem engen Kreis Eingeweihter verstanden werden, kümmert sie nicht.

Im Gegensatz zum «Sprachschöpfer» steht der «Stilist» alter Schule. Sein Verhältnis zur Sprache ist konservativ. Ihm fehlt es nicht an Ehrfurcht, nur gilt sie eher der überkommenen Sprach- und Stil*lehre* als der lebendigen Sprache selbst, und deshalb wäre für ihn etwas weniger mehr. Denn es würde ihn vor Bildern und Wendungen bewahren, die fatalerweise an Stilübungen des vergangenen Jahrhunderts erinnern. Typisch dafür ist Holzner, wenn er in seinem angeführten Paulusbuch von «Harmesnächten» schreibt oder vom «hohen Sonnentag seines Lebens, der sich zu Ende neigt». Aber auch Karl Adams beinahe poetische Beschreibung des Fegfeuers stammt aus dieser Schublade.

Zweite Frage:

Woher kommt es eigentlich, daß gerade uns «Dienern am Wort» so schwer fällt, ein unmittelbares, lebendiges und daher fruchtbares Verhältnis zur Sprache zu haben?

Zeitmangel und übersetztes Arbeitstempo spielen gewiß eine Rolle. Aber mehr noch der Umstand, daß während der langen Jahre des theologischen Studiums für die Sprachpflege so gut wie nichts mehr geschah. Auch in der Homiletik nicht. Wir hatten uns jahrelang mit einem Lehrstoff zu beschäftigen, der lehrbuchmäßig tradiert, aufgenommen und verarbeitet wurde. Abstrakte Begriffe, Thesen, Argumente pro und contra, Namen, Daten, Paragraphen, lateinisch oder in einem hölzernen Kathederdeutsch, von vielen Zitaten oder Werkangaben durchsetzt. Auch in der Predigtlehre oder Homiletik ging es mehr um den theologischen Inhalt, um das Thema und seine geistige Verarbeitung, als um die sprachliche Form. Und da Theologie Wissenschaft ist und sein will, mußte das wohl so sein.

Es fragt sich nur, ob nicht gerade das Studium der Heiligen Schrift manche Möglichkeit geboten hätte, nicht nur darauf zu achten, *was* geoffenbart wurde, sondern auch darauf, *wie* — und daraus zu lernen!

Daß es nicht geschah, ist um so mehr zu bedauern, als uns im praktischen Leben kaum mehr die Möglichkeit verbleibt, das Versäumte nachzuholen. Und weshalb nicht?

Hauptsächlich aus zwei Gründen: Erstens verdanken wir der besonderen Art unseres Studiums nicht nur unsere theologische Bildung, sondern auch — eine gewisse *Verbildung unseres Sprachgefühls.* Das abstrakte Denken ist uns gleichsam zur zweiten Natur geworden, jedenfalls ein «habitus aquisitus» von dem die Scholastiker behaupten, er sei «difficile mobilis». Leider haben sie recht. Und so wie wir denken, so reden und schreiben wir auch — ohne es zu merken. Das zeigt sich in der Gewohnheit, so viel wie möglich in Substantiven, also in Hauptwörtern, zu sprechen, und unsere Sätze auf billige Weise mit «ist» und «hat» zusammenzukleistern, als ob es keine Zeitwörter gäbe.

Zweitens — uns fehlt die *Kritik.* Wir haben es nicht allein verlernt, an uns selbst Kritik zu üben, wir sind ebensowenig gewöhnt und gewillt, uns kritisieren zu lassen, sei es von Gläubigen, die Sonntag für Sonntag uns zu- oder anhören müssen, sei es von Mitbrüdern oder Vorgesetzten. Gewiß läßt sich keiner gern von einem anderen mit dem Löffel auf die Finger klopfen. Aber darum geht es gar nicht. Wir lassen uns nicht einmal auf die Finger sehen, und eben darauf käme es an, würde

Kirchweihe in Zürich weckt schmerzliche Erinnerungen

Am 6. September 1959 wurde die von Grund auf erneuerte Augustinerkirche in Zürich, die seit 1873 dem Gottesdienst der Altkatholiken dient, eingeweiht. Diese Feier ist auch auf katholischer Seite nicht unbeachtet geblieben. Erinnerungen an schmerzliche Ereignisse aus der Zeit des schweizerischen Kulturkampfes wurden aufgefrischt. Mit der im Herzen Zürichs gelegenen Augustinerkirche sind die Zürcher Katholiken, wie das «Kathol. Pfarrblatt für Zürich und Umgebung» in einem Artikel schrieb (Nr. 47/1959), in besonderer Weise verbunden. Es war die erste katholische Kirche auf Zürcher Boden seit der Glaubensspaltung. Mit ihr sind auch die Anfänge der katholischen Gemeinde Zürichs im 19. Jahrhundert verknüpft.

Die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes in der Zwinglistadt fällt in das Jahr 1807. Zürich war in jenem Jahr der Sitz der schweizerischen Bundesregierung und der Tagsatzung. Daher nahmen auch viele Katholiken, unter ihnen auch der damalige päpstliche Nuntius Testaferrata (1803—1816) für längere Zeit in der Limmatstadt ihren Wohnsitz. So kam es, daß am 29. Mai 1807 der erste öffentliche katholische Gottesdienst seit der Reformation in der Fraumünsterkirche gehalten wurde. Die Zürcher Katholiken haben das 150jährige Jubiläum dieses historischen Ereignisses in einem glänzenden Katholikentag am 1. September 1957 im Hallenstadion gefeiert.

Es ging jedoch bis zum Herbst 1807, bis in Zürich ständiger katholischer Gottesdienst gefeiert wurde. Als Kultraum stellte man den Katholiken die St.-Anna-Kapelle in Außersihl zur Verfügung. Als die Zahl der Katholiken wuchs und die Kapelle zu klein wurde, hielt man seit 1833 an Sonn- und Feiertagen den Hauptgottesdienst in der Fraumünsterkirche. Dann wurde 1842 die ehemalige Augustinerkirche, die seit der Reformation verschiedenen weltlichen Zwecken gedient hatte — ein Teil des Chores und das Kirchenschiff waren eine Zeitlang als Weintrotte benützt worden —, den Katholiken gegen einen jährlichen Zins von 100 alten Schweizer Franken zur Verfügung gestellt. Die Einrichtung und Ausstattung der Kirche hatte die katholische Gemeinde zu übernehmen. Der Umbau wurde alsbald begonnen, und dank der vielseitigen Unterstützung konnte das Gotteshaus bereits am 21. Oktober 1844 durch den Bischof von Chur, Kaspar Carl von Hohenbalken (1844—1859), eingeweiht und seiner alten Bestimmung übergeben werden.

Es war für die innere Entwicklung der aufblühenden katholischen Gemeinde überaus tragisch, daß in jenen entscheidenden Jahrzehnten ein völlig unkirchlicher Mann als Seelsorger in Zürich wirkte: Pfarrer Robert Kälin (1833—1863). Dieser Gesinnungsfreund aus der Schule des aufgeklärten einstigen Konstanzer Bistumsverwesers Ignaz Heinrich von Wesenberg († 1860) war schon mit 22 Jahren vom Kleinen Rat in Zürich zum Pfarrer der katholischen Gemeinde gewählt worden. Die Saat, die er in seiner 30jährigen Tätigkeit ausstreute, sollte allerdings erst nach seinem Tode aufgehen. Sein Nachfolger, Pfarrer Johann Sebastian Reinhard (1863—1874), der aus dem luzernischen Horw stammte, hatte einen überaus schweren Stand. Die bisherige katholische Genossenschaft in Zürich wurde zusammen mit Dietikon, Rheinau und Winterthur duch das Gesetz über das katholische Kirchenwesen vom 27. Oktober 1863 zur katholischen Kirchgemeinde erhoben. Dadurch wurden freilich auch die Möglichkeiten für die traurigen Vorgänge geschaffen, die sich zehn Jahre später im Schoße der katholischen Gemeinde in Zürich abspielten.

Als nach dem Vatikanischen Konzil von 1869/70 in der Schweiz der Kulturkampf ausbrach, schlossen sich an verschiedenen Orten die freisinnigen Katholiken zu eigenen Vereinen zusammen. Ihr Ziel war, im ganzen Land romfreie Gemeinden zu gründen. So bildete sich auch in Zürich im Dezember 1872 der «Verein freisinniger Katholiken von Zürich und Umgebung». Dieser reichte am 23. März 1873 fünf Anträge zuhanden der katholischen Kirchgemeinde ein. Diese enthielten u. a. einen Protest gegen das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes und die Verkündigung dieser Lehre in der Kirche und im Unterricht sowie die Drohung, sich «von der in Rom aufgetretenen geistlichen Monarchie» unabhängig zu erklären. Die Geistlichen sollten sich außerdem des Verkehrs mit dem Papst und dem Bischof enthalten.

Am 8. Juni 1873 fand in der Augustinerkirche die angekündigte Gemeindeversammlung statt. Fieberhaft hatten sich die Gegner der Kirche auf diesen Tag gerüstet. Die Zahl der Katholiken betrug nach der Volkszählung von 1870 in Zürich 8468 Seelen. Von diesen war nicht einmal ein Zehntel von Gesetzes wegen stimmberechtigt, da die große Mehrzahl der kath. Gemeinde sich aus Ausländern zusammensetzte. Von den rd. 600 Stimmberechtigten erschienen 396, um über die eingebrachten Anträge der freisinnigen Katholiken zu beschließen. 290 stimmten zugunsten der Altkatholiken, während sich 106 dagegen aussprachen. Umsonst hatten Pfarrer Reinhard und sein Pfarrhelfer Bossard der Versammlung das Recht abgesprochen, über Glaubenslehren der Kirche abzustimmen. Beide Geistlichen rekurrierten an den Regierungsrat. Bevor noch die Regierung einen Entscheid getroffen hatte, lud die Kirchenpflege den aus Paderborn eingewanderten Apostaten Friedrich Michelis ein, den altkatholischen Gottesdienst zu halten.

Am Morgen des St.-Peter-und-Pauls-Tages 1873 feierten die Katholiken zum letztenmal den Gottesdienst in der Augustinerkirche. Pfarrer Reinhard hatte die Gläubigen über die wahre Sachlage aufgeklärt, daß sie das Gotteshaus fortan nicht mehr benützen dürften, weil es durch staatliche Verfügung den Altkatholiken eingeräumt werde. Nach der beendigten Opferfeier traten beide Priester an den Altar, nahmen das Allerheiligste aus dem Tabernakel und löschten unter dem Schluchzen der Gläubigen das Ewige Licht aus. Eine Schar Männer begleitete unbedeckten Hauptes die beiden Priester, die das Allerheiligste in das Pfarrhaus trugen. Um 10 Uhr traf bereits der altkatholische Geistliche ein, um seine Messe zu feiern.

Für die Zürcher Katholiken begann der Leidensweg. Die Regierung wies nicht nur den Rekurs der beiden Geistlichen ab, sondern erklärte nacheinander den Pfarrhelfer und den Pfarrer für abgesetzt und zwang sie zuletzt, das Pfarrhaus zu verlassen. Pfarrer Reinhard hatte sich schon vorher ins Ausland begeben, um Geld für einen neuen Kirchenbau zu sammeln. Sein Pfarrhelfer begab sich zum gleichen Zweck nach Österreich. Aus allen Teilen der Schweiz und des Auslandes trafen Spenden ein. Im Oktober konnte bereits der Bau eines neuen Gotteshauses begonnen werden. In der Zwischenzeit hielt man den Gottesdienst im Theaterfoyer. Der unermüdliche Pfarrer Reinhard plante eine neue Sammelreise ins Ausland. Da traf ihn am 21. April 1874 ein Herzschlag. Sein Opfer war nicht umsonst. Am 2. August des gleichen Jahres konnte die neue Kirche zu Ehren der Apostelfürsten Petrus und Paulus eingesegnet werden. Sie wurde zur Mutterkirche der Katholiken Zürichs.

Seither sind mehr als acht Jahrzehnte vergangen. Die Zahl der Katholiken ist in Zürich um das Fünfzehnfache gestiegen. Doch immer ist noch das längst überholte Gesetz über das katholische Kirchenwesen

---

man unter Kritik soviel wie sachliche Prüfung und ehrliches Urteil verstehen. Der Umstand, daß wir als treue Söhne der Kirche uns zu deren Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenfragen bekennen, scheint uns Grund genug, etwas vorschnell auch an unsere eigene Unfehlbarkeit zu glauben, zumal hier, wo es sich weniger um Fragen des Inhalts handelt als um Fragen der Form. *Dr. Ernst W. Roetheli*

(Schluß folgt)

Kleine Pfarreien und Priestermangel

Besonders in den Gebirgskantonen unseres Landes sind die kleinen Pfarreien sehr zahlreich. So bedeuten beispielsweise in den Kantonen Graubünden, Tessin und Wallis Pfarreien mit 300 bis 400 und weniger Gläubigen keine Ausnahme, sondern sie sind durchaus normal. Da es in letzter Zeit infolge des spärlichen Priesternachwuchses nicht immer und überall möglich war, alle Seelsorgsposten zu besetzen, rief man nicht nur in Laienkreisen, sondern gelegentlich auch im Klerus nach Zusammenlegung und Zusammenschluß der kleinen Pfarreien. Auch von den Verfassern der vielgenannten ***-Artikel in der «Civitas» wurde dieses Problem angeschnitten (Nr. 9, 1958/59, S. 272/73), was allerdings angesichts des alles übertönenden Postulates der «Entklerikalisierung» des Mittelschulwesens kaum Beachtung fand. Man meint nun manchmal wirklich, die erwähnten Zusammenlegungen würden eine glänzende Patentlösung darstellen. Es läßt sich ja alles oder doch wenigstens sehr vieles mathematisch berechnen und beweisen. Und die Rechnung geht scheinbar auf. Meines Erachtens aber eben doch nur scheinbar!

Gewiß, infolge der technischen Entwicklung und Motorisierung haben sich die heutigen Verhältnisse gewaltig geändert. Die Welt ist klein geworden und damit auch die Distanzen zwischen den einzelnen Dörfern und Pfarreien, so daß es heute oft für einen einzigen Priester viel leichter ist, zwei benachbarte Pfarreien zu betreuen als ehedem. So sind mir aus Graubünden mehrere Fälle bekannt, wo seit ungefähr einem Jahrzehnt kleinere Pfarreien zusammengelegt wurden, die früher einen eigenen Seelsorger hatten, was im Blick auf die Verhältnisse eine vernünftige und durchaus verantwortbare Lösung darstellt. Aber das Zusammenziehen hat auch seine Grenzen! Eine sogenannte «fliegende Seelsorge», wie sie von Laienakademikern schon in öffentlichen Versammlungen gepriesen wurde, lehnen wir ab. Darnach sollte ein «motorisierter Seelsorger» drei oder vier Dörfer, ja ein halbes Tal betreuen. Eine solche Auffassung verkennt die Gesetze, welche das Reich der Gnade leiten. Wenn es sich um die Übernatur handelt, versagen irdische Maßstäbe und Berechnungen. Die große Gefahr und Versuchung besteht immer wieder darin, diese Wahrheit zu vergessen, und so gelangt man unbewußt zu einer unkatholischen Vermaterialisierung von Gnade und Gnadenmitteln. Seelsorge kann nicht darin bestehen, daß in jedem Dorf wenigstens am Sonntag eine heilige Messe «gelesen» wird, daß eine oder zwei Stunden für die Spendung der Sakramente «gewährleistet» sind und die vorgeschriebenen Religionsstunden «gehalten» werden. Die Pastoration ist kein weltlicher Schalterbetrieb. Wir können sie vielmehr betrachten als eine fruchtbare Aussaat, die sich unter der liebevollen Hand des Gärtners — des priesterlichen Sämanns — in harmonischem Wachstum zu fruchtbarer Blüte entfalten muß. Soll dies aber der Fall sein, so ist es notwendig, daß der Sämann mit wachendem Auge seine Aussaat im Auge behält, sie mit Hingabe pflegt und vor allen Schäden bewahrt. Mit anderen Worten: Er muß da sein, handle es sich um ein kleineres oder größeres Aussaatfeld, um eine kleinere oder größere Pfarrei. Die Erfahrung zeigt denn auch, daß das religiöse Leben selbst unter den besten Voraussetzungen fast notgedrungen eine gewisse Einbuße erleidet, wenn ein Priester nicht dauernd in der Pfarrei ist.

Wir haben zum Beispiel in Graubünden eine ganze Reihe von kleinen Pfarreien, die innerhalb eines Jahrzehntes mehrere Primizfeiern erleben durften, während Stadtpfarreien, die zehn- oder gar zwanzigmal so groß sind, im gleichen Zeitraum keinen einzigen Neupriester hervorbrachten. Man muß sich mit Recht fragen, ob dies auch der Fall gewesen wäre, wenn am betreffenden Ort an Werktagen nicht regelmäßig die heilige Messe gefeiert worden wäre, wenn die Andachten ausgefallen wären und kein Priester sich der zukünftigen Theologiestudenten hätte annehmen können. Die katholische Land- und Gebirgsbevölkerung schätzt und wünscht die Gegenwart des Priesters. Besonders während der Wintermonate kommt auch an Werktagen ein großer Teil der Bevölkerung zur heiligen Messe und empfängt die heilige Kommunion. Das religiöse Leben ist vielfach gekennzeichnet durch eine Intensität, die man in großen Pfarreien ihresgleichen erfolglos suchen müßte. Sollen nun die Gläubigen, die guten Willens sind, deswegen leiden müssen, weil sie das Unglück haben, an einem kleinen Ort zu wohnen? Gewiß, jede zahlenmäßige Überlegung läßt sich beim Anstellen der Priester nicht vermeiden. Und es steht auch nirgends geschrieben, daß jede Privatkapelle täglich bedient sein muß, während die Pfarrkirche in unmittelbarer Nähe steht. Aber seien wir vorsichtig mit unserer Zahlenakrobatik, die sich etwa in folgender Wendung äußert: Es ist nicht «rationell», für so und so viele Gläubige einen eigenen Priester einzusetzen. Es gibt keine Himmelsmathematik! Wer mathematische Maßstäbe an die Gnade legen will, der schießt am Ziel vorbei und verkennt die Übernatur. Er würde einen bedeutend größeren Fehler begehen als der, welcher den Wert einer Bibliothek nach dem Gewicht der Bücher bemessen möchte. Seine Gedankengänge ständen keineswegs im Dienste des Heils der Seelen!

Gion Darms
Schwyz, Maria-Hilf

---

von 1863 in Kraft. Ist es nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die knapp dreieinhalbtausend Altkatholiken noch heute in den Augen des Staates als die «Katholische Gemeinde Zürich» gelten, während die auf über 150 000 angewachsenen Katholiken für den gleichen Staat nicht als öffentlich-rechtlich anerkannte Organisation existieren? Die Kirchweihe der einstigen Augustinerkirche rückt dieses Unrecht erneut in das Blickfeld der katholischen Schweiz. *Johann Baptist Villiger*

Im Dienste der Seelsorge

Andacht für die Wiedervereinigung im Glauben

Als Hilfsmittel für eine biblisch-orientierte Gestaltung von Bittgottesdiensten während der Weltgebetsoktav vom 18. bis 25. Januar hat die «Liturgische Arbeitsgemeinschaft im Priesterseminar St. Luzi, Chur», eine Andacht ausgearbeitet, die bereits letztes Jahr starke Beachtung fand. Es wurden von diesen Andachtsheftchen 5000 Exemplare verkauft. Auf die kommende Weltgebetsoktav wird eine zweite, unveränderte Auflage herauskommen. Bestellungen möge man frühzeitig richten an: Liturgische Arbeitsgemeinschaft, Priesterseminar St. Luzi, Chur.

Wie groß und brennend das Anliegen der Wiedervereinigung der getrennten Christen ist, zeigen uns die aufrüttelnden Verlautbarungen unserer kirchlichen Führer. Doch nicht nur im katholischen Raum wird diese für unsere Zeit brennende Frage der christlichen Einheit im Gebet vor den himmlischen Vater getragen: auch unsere protestantischen Brüder vereinigen sich mit uns im gleichen Gebetsgeiste. So hat der Ökumenische Rat der Kirchen in einem Aufruf u. a. geschrieben:

«Seit der letzten Gebetswoche für die Einheit der Christen ist uns erneut schmerzhaft deutlich geworden, daß die verschiedenen Kirchen sehr unterschiedliche Vorstellungen von der Einheit haben. Gleichzeitig aber wächst auch die Überzeugung, daß Gott die Einheit der Kirche will und daß er in unseren Tagen selbst an ihrem Zustandekommen arbeitet. Darum rufen wir die Christen in allen Kirchen auf, in der Woche vom 18. bis 25. Januar 1960 in persönlicher Andacht und gemeinsamen Veranstaltungen vertrauensvoll um die Verwirklichung des göttlichen Planes mitzubeten.» *J. K.*

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Verein der Heiligen Familie

Die H.H. Pfarrer sind gebeten, aus den Pfarreien, in denen der Verein der Hl. Familie besteht, die Zahl der angeschlossenen Familien mit der Zahl der Mitglieder an die bischöfliche Kanzlei bis Ende Monat Januar zu melden.

Der Diözesandirektor

Kirchenbauverein des Bistums Basel

1. Für die Jahresbeiträge an der KBV wird mit dem 31. Januar 1960 die Jahresrechnung pro 1959 abgeschlossen. Wir bitten also, die rückständigen Beiträge umgehend einzusenden auf Postscheckkonto KBV Va 1988, Solothurn.

2. Die Formulare für die Verteilung der Pfarreien an die sog. Bettelpfarrer sind versandt. Wir bitten, um rasche Ausfüllung und Zustellung an die bischöfliche Kanzlei, damit der Plan 1960—1963 aufgestellt und zugestellt werden kann. Wer einen besondern Wunsch hat bezüglich eines Bettelpfarrers möge es vermerken. Verschiedene besonders routinierte Bettelpfarrer haben sich bei vielen finanziell interessanten Pfarreien bereits als «gewünscht» vormerken lassen. Soweit wir das berücksichtigen können, tun wir es gerne. Es versteht sich aber, daß wir nicht den einen nur große und ganz gute Pfarreien zuteilen können und den übrigen die finanziell schwachen Pfarreien. Wir versuchen, gerecht zu verteilen.

3. Es wäre uns sehr gedient, wenn die Bettelpfarrer uns mitteilen könnten, wo sie die letzten vier oder acht Jahre bereits gebettelt haben, damit wir sie in andere Pfarreien einteilen.

Für alle Arbeit und Mühe im Dienste des KBV sprechen wir unseren lebhaften Dank aus mit den besten Wünschen fürs neue Jahr.

Solothurn, den 2. Januar 1960.

Der Präsident des KBV

Stellen-Ausschreibung

Im Kantonalen Erziehungsheim *Hohenrain* (LU) ist die Stelle eines Heimseelsorgers neu zu besetzen. Er hat den Religionsunterricht zu erteilen und bei den Kindern der drei Abteilungen (Gehörlose, Schwerhörende, Minderbegabte) Erziehungshilfe zu leisten. Die sehr gute Besoldung entspricht der verantwortungsvollen Aufgabe.

Gesunde, jüngere Geistliche mit pädagogischem und insbesondere katechetischem Geschick finden hier ein ideales Betätigungsfeld. Viel Liebe und Einfühlungsvermögen sind Voraussetzung. Die Bewerbung steht sämtlichen Geistlichen der deutschsprachigen Schweiz offen.

Anmeldungen sind bis zum 25. Januar 1960 an die bischöfliche Kanzlei zu richten.

Solothurn, den 4. Januar 1960.

Bischöfliche Kanzlei

CURSUM CONSUMMAVERUNT

Resignat Sep Antoni Venzin, Rueras

Am 11. August 1959 begleiteten die Tavetscher in langer Prozession die sterblichen Überreste eines ihrer geistlichen Mitbürger von Rueras zur Pfarrkirche in Sedrun. Es war der gleiche Weg, den der Verstorbene, sur Sep Antoni Venzin, vor 32 Jahren an seinem Primiztag gemacht hatte. Die gleichen Banner der Knabenschaft wie damals zogen voraus, gefolgt von einer Schar Kinder mit Blumen und fast 40 geistlichen Mitbrüdern. Am Feste des hl. Pfarrers von Ars wurde sur Sep Antoni, wie die Tavetscher ihn nannten, nach langer und schwerer Krankheit von seinen Leiden erlöst.

Sur Sep Antoni wurde am 6. Januar 1902 in Rueras, einem Bergbauerndörfchen von 285 Seelen in der Gemeinde Tavetsch an der Oberalpstraße, geboren. Rueras besaß damals einen schlichten, tieffrommen Kaplan, sur Gion Antoni Venzin von Selva. 49 Jahre wirkte er im kleinen Dorf und unter seiner Hand blühten die Priesterberufe. Rueras zählte noch vor wenigen Jahren neun Priester. Heute noch stammen sechs von den neun Tavetscher Priestern aus Rueras. Sep Antoni wollte auch Priester werden. Der hervorragende Pfarrherr Engler in Sedrun bereitete den Sekundarschüler auf das Lateinstudium vor, das er in Disentis begann (1918—1922) und in Sarnen 1924 mit der Matura beschloß. Von 1924—1928 studierte Sep Antoni in St. Luzi, Chur, die Gottes-wissenschaft, und wurde am 3. Juli 1927 zum Priester geweiht.

Als ersten Posten erhielt sur Venzin die kleine Pfarrei Cunter am Julier im Oberhalbstein (ca. 150 Seelen). Nach 5 Jahren kam er in die noch kleinere Pfarrei Surcuolm an der Straße nach Oberaxen ob Ilanz (ca. 90 Seelen), die er 14 Jahre betreute. Dann zog sur Sep Antoni als Kaplan nach Segnas (1947), einer Filiale der ausgedehnten Pfarrei Disentis. Dort wirkte Kaplan Venzin 10 Jahre in nächster Nähe seiner Heimat. Nach einigen Jahren begann für ihn der Kreuzweg des kranken Priesters. Allen Bemühungen zum Trotz konnte er sich von einem Schlaganfall nicht mehr erholen. Vorerst versuchte er seinen Posten schlecht und recht weiter auszufüllen. Schließlich mußte er aber doch im Interesse der Seelsorge noch nicht sechzigjährig zurücktreten. — Zuerst zog er nach Zizers ins bekannte Johannisstift. Schließlich kam er nach Compadials, in jenes Heim, das sein intimer Freund und Mitschüler von Rueras, der ebenfalls zu früh verstorbene Pfarresignat Dr. Maurus Brugger gegründet hatte. Sein Leiden verschlimmerte sich, und es war für das Personal keine leichte Aufgabe, den Armen zu pflegen. Doch taten die ehrw. Schwestern von Cazis und der Pfleger in heroischer Weise ihren Liebesdienst, solange es ging. Schließlich mußte der Kranke nach Oberwil bei Zug verbracht werden. Dort im Franziskusheim ging er nach ganz kurzem Aufenthalt am 9. August heim.

Sur Venzin war ein liebenswürdiger, bescheidener Priester. Vor allem war er ein Freund der Kinder, für die er immer ein liebes Wort, ein Bildchen oder gar einen Spaß bereit hatte. Sinn und Zweck der Predigt und Katechese war für ihn die Erziehung zur Liebe zu Gott. So sagte er einmal in seinem Vortrag im Priesterkapitel. Nach diesem Grundsatz lebte er. Bereitwillig lieh er Mitbürgern seine Hilfe. Er war ein eifriger Beichtvater und stellte in seinen einsamen Jahren in Surcuolm auch seine Feder in den Dienst des Presseapostolates.

Was war aber wohl das Größte im Leben dieses Priesters? Sein Leidensapostolat der letzten Jahre! Die «Welt» denkt allerdings nicht so, aber offenbar Gott. Der körperlich oder psychisch leidende Priester wird oft sich selbst, seinem Bischof, seiner Familie, seinen Seelsorgskindern und Mitbrüdern zur Last. Und wir wünschen in solchen Fällen aus Barmherzigkeit und im Interesse aller eine baldige Erlösung. Wirkt aber der kranke Priester — sogar der geistig umnachtete — vielleicht nicht mehr für seine Diözese, für den mystischen Leib als die rastlos Tätigen zusammen? Hat der Herr nicht durch seine gehorsame Erniedrigung im Leiden die Welt erlöst und den Vater verherrlicht? Der kranke Priester aber darf Christus in dieser seiner größten Hingabe an Gott und in seiner Liebe zu uns in sich selbst nachbilden. So läßt Bernanos seinen «Landpfarrer» im Leben die Todesangst Christi am Ölberg darstellen. Und unser sur Sep Antoni durfte in seinen letzten Leidensjahren mehr und mehr die Verspottung Jesu als Narr darstellen. Muß das Leiden unserer kranken Mitbrüder, in dieser Sicht geschaut, nicht unsere Seelsorge besonders befruchten? Die Diözese, die solche kranke Priester hat, darf sich darum fürwahr seligpreisen. Sie braucht das Leiden des psychisch kranken oder geistig umnachteten Priesters nicht verschämt zu verschweigen.

Nun ruht sur Sep Antoni als Erster im neuen Priestergrab im neugestalteten und vergrößerten Friedhof in Sedrun. Möge er im Frieden ruhen und vom Himmel aus uns allen die richtige Einstellung zum kranken Mitbruder erbitten: daß wir selbst dem psychisch Kranken liebevoll und verständnisvoll begegnen und ihm in jeder Weise helfen, daß er in richtiger Gesinnung leide und so unser Wirken befruchte. *C. M.*

P. Laszlo Tihamer Vincze, Ungarnseelsorger, Bern

In Bern verschied unerwartet am 20. Dezember 1959 der dortige Ungarnseelsorger P. Laszlo Tihamer Vincze im Alter von 42 Jahren. Mgr. Johann Stalder, Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche in Bern, widmet im «Pfarrblatt für die röm.-kath. Kirchgemeinde Bern» Nr. 52/1959 dem heimgegangenen Priester einen pietätvollen Nachruf, den wir für unser Organ übernehmen. J. B. V.

«Wenn diese Zeilen die Leser des Pfarrblattes erreichen, wird die sterbliche Hülle unseres Ungarnseelsorgers bereits dem Grabe auf dem Bremgartenfriedhof anvertraut sein. Sonntag abend, 20. Dezember, erwarteten zahlreiche Ungarn H.H. Pater Vincze zu der von ihm vorbereiteten Weihnachtsfeier, in deren Mittelpunkt sein Wort hätte stehen sollen. Die sofortigen Nachforschungen über sein Verbleiben führten zu einer bestürzenden Feststellung: Wir fanden P. Vincze tot in seinem Logis in der «Prärie», in den gefalteten Händen das Kruzifix und das Bild seiner fernen Mutter. Unerwartet, plötzlich, ohne daß ihm noch die Kraft blieb, um Hilfe nachzusuchen, muß ihn der Tod ereilt haben. Er stand im 43. Altersjahr und war neun Jahre Priester. Schon seit einiger Zeit hatte

er über Herzbeschwerden geklagt und auch ärztliche Hilfe nachgesucht. Die Last der Weihnachtsvorbereitungen muß für sein angegriffenes Herz zu viel gewesen sein.

P. Vincze sel. wurde in Ungarn als Sohn eines Lehrers geboren und erhielt den Taufnamen Laszlo (Ladislaus). Er trat in den Orden der Pauliner ein und trug nun den Namen Tihamer. Der Orden der Pauliner, so benannt nach dem Wüstenheiligen Paulus d. Einsiedler, ist ungefähr so alt wie der Orden der Dominikaner und hat seinen Hauptsitz im polnischen Wallfahrtskloster Czenstochau. Die Paulinermönche sind ganz weiß gekleidet.

Schon während seiner ersten Ordensjahre brach der kommunistische Umsturz herein. P. Vincze hatte eine dreijährige Kerkerhaft mit allen bekannten körperlichen und seelischen Torturen zu erleiden. Nach der «Freilassung» wurde ihm die Tätigkeit als Kraftwagenführer zugewiesen. Schon vor der Revolution gelang ihm unter abenteuerlichen Umständen die Flucht. Seine Ordensobern wiesen ihm im Einverständnis mit dem Diözesanbischof das Amt eines Seelsorgers der katholischen Ungarn für die Stadt und den Kanton Bern zu. Als solcher nahm er Logis in der «Prärie» und war Glied der Tischgemeinschaft im Pfarrhaus Dreifaltigkeit.

Seit 1957 bis heute hatte sich P. Vincze mit unermüdlichem Eifer seiner Ungarn angenommen, die in ihm einen wahren Freund und Vater sahen. In Bern (kath. Akademikerhaus), Thun, Burgdorf und Biel hielt er gutbesuchte regelmäßige Ungarngottesdienste. Täglich trugen die Ungarn ihre Anliegen zu ihrem P. Vincze in die «Prärie». Den Pfarrangehörigen war P. Vincze bekannt als Werktags-Frühmesser. In treuer Nachachtung seines Mönchsideals bestand er auf der Zelebration der ersten Messe. Uns im Pfarrhaus war P. Vincze ein überaus freundlicher und froher Mitbruder, für jede Aufmerksamkeit geradezu kindlich dankbar. Sein Verlust geht uns nahe.» *Pfr. J. Stalder*

Persönliche Nachrichten

Bistum Chur

Die Januar-Nummer der «Folia Officiosa» berichtet folgende Wahlen und Ernennungen: Pfarrer Karl *Baumgartner* in Grafstal als Pfarrer nach Kollbrunn (ZH); Kaplan Heinrich *Berni* in S. Antonio (Poschiavo) als Pfarrer nach Samaden; Missionar Alois *Cabrini* als Italienerseelsorger nach Winterthur; Neupriester Bernhard *Casanova* als Pfarrer nach Dardin; Vikar Quinto *Cortesi* in Wetzikon (ZH) als Pfarrer nach Andeer-Splügen; Pfarrhelfer Josef *Dietrich* in Gersau als Vikar nach Ibach-Schwyz; Pater Lic. theol. Ambros *Eichenberger*, OP, als Katechet an die Kantonsschule Freudenberg nach Zürich.

NEUE BÜCHER

Grillmeyer, Alois: Das Credo der Heiligen Nacht. Worte der Väter zum Weihnachtsfest. München, Verlag Ars sacra, 1959. 30 Seiten.

Ein feines Bändchen aus der Sammlung «Sigma». Der Herausgeber hat aus den Schriften der Väter und frühchristlichen Schriftsteller sinnvolle Texte ausgewählt und sie nach den Gesichtspunkten zusammengestellt: Weihnacht des Erlösers, Weihnacht der Erlösten. Das Bändchen eignet sich auch sehr gut als Geschenk für Leute, die tiefe und schöne Weihnachtsgedanken zu schätzen wissen. Es ist erfreulich, daß auch im deutschen Sprachgebiet das Interesse an den Schätzen der patristischen Literatur immer mehr wächst und sie einem weiteren Publikum zugänglich gemacht werden. *F. W.*

Grill, Severin: Charakterbilder aus dem Alten Testament. Klosterneuburger Bibelapostolat, 1959. 184 Seiten.

Der Verfasser sucht die großen biblischen Gestalten durch psychologisches Erfassen unserer Zeit näher zu bringen. Um dieses sein Anliegen auszuführen, führt er oft die herabmindernden, rationalistischen Urteile an und sucht sie durch Zitate aus den Kirchenvätern und neueren Autoren, oft auch durch persönliche Erwägungen zu widerlegen. Eine solche Methode wirkt unruhig, und wir fragen uns, ob es angemessen sei, durchwegs mit negativen Urteilen zu beginnen, die wohl die meisten Lehrer gar nie gekannt haben. Wir müssen uns immer wieder daran erinnern, daß die Wahrheit sich selbst genügt und daß die Darlegungen in Funktion der Gegner die volle Tiefe der Fragen selten erreichen. Die positive Seite der Darlegungen befriedigt mehr. *Dr. P. Barnabas Steiert, OSB*

Auzou, Georges: Das Wort Gottes, Einführung in die Heilige Schrift. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag, 1959, 248 Seiten.

Georges Auzou, Professor der Exegese am Priesterseminar in Rouen, hat seit 1956 in zwei Bänden eine im französischen Sprachraum sehr beachtete Einführung in die Heilige Schrift veröffentlicht. Der erste Band liegt nun in deutscher Übersetzung vor, in die die einschlägigen Gegebenheiten aus dem deutschen Sprachraum zum großen Vorteil hineinverarbeitet worden sind. Die Übertragung selbst liest sich sehr geläufig. Nach praktischen Vorüberlegungen, die aufzeigen, wie man an die Lesung der Bibel herantreten und besonders sie im Glauben betrachten soll, behandelt der erste, mehr geschichtliche Teil die Entstehung der Bibel im Volke Israel, die Entfaltung des Glaubens an sie und ihre Inspiration durch die Jahrhunderte hindurch, bis zur biblischen Erneuerung in unserer Zeit. Der zweite Teil, betitelt: «Die Sprache Gottes», worin die persönliche Art des Verfassers besonders durchbricht, ist eine Betrachtung der hebräischen Eigenart, die in der Vielgestaltigkeit der biblischen Literatur ihren Ausdruck gefunden hat. Ganz besondere Beachtung verdient der Abschnitt über «die inneren Dimensionen des biblischen Wortschatzes», der den plastischen Reichtum einzelner Ausdrücke aufzeigt und als Vorstufe für das letzte Kapitel gelten darf, worin die wichtigsten Themen der Schrift wie zu einer kurzen, aber sinnvollen und gutbelegten Theologie ausgebaut sind. Das Schlußwort kommt nochmals auf die praktische Seite der Bibellesung zurück. Dem historischen Teile liegen die Resultate der modernen Forschungen, wie sie sich auch in der Bibel von Jerusalem finden, zugrunde, die Wege der Darstellung aber sind eigen. Aus dem ganzen Werk strömt mit dem großen Glaubensgeist eine eigene Wärme aus, der diese Einleitung, eine sonst so trockene Sache, zum inneren Erlebnis werden läßt. Es ist zu hoffen, daß der zweite Band recht bald in Verdeutschung erscheint. *Dr. P. Barnabas Steiert, OSB.*

Röpke, Wilhelm: Gegen die Brandung. Zeugnisse eines Gelehrtenlebens unserer Zeit. Gesammelt und herausgegeben von Albert *Hunold.* Erlenbach, Zürich und Stuttgart, Eugen Rentsch Verlag. 1959. 418 Seiten.

Diese gehaltvolle Festgabe zum 60. Geburtstag Professor Röpkes enthält neben Glückwunschadressen prominenter Nationalökonomen 41 Aufsätze, die Röpke einst in angesehenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hatte. Bereits die Arbeiten des 23jährigen Privatdozenten lassen den eleganten Stil des bewunderten Meisters erkennen und haben nichts an Frische und Überzeugungskraft eingebüßt. Röpke, der seit 1937 als akademischer Lehrer in Genf wirkt, brilliert in allen seinen Publikationen mit umfassender Bildung, souveräner wirtschaftlicher Sachkenntnis, philosophischer Gesamtschau, sozialem Verständnis und vornehmer Darstellungskunst. Stets hat er sich gegen Zentralisten und Antidemokraten jeder Farbe für eine freiheitliche und sozial orientierte Marktwirtschaft eingesetzt. Gegenüber der roten und braunen Sturmflut hat er mutig und mit Elan für jene Wirtschaftspolitik plädiert, die Wirtschaftsminister Ludwig Erhard zum großartigen Erfolg des westdeutschen «Wirtschaftswunders» ausgestaltete. Es ist erstaunlich, wie klar Röpke die politische und wirtschaftliche Entwicklung durchschaut und in welchem Maße er als Mahner recht bekommen hat. So ist dieses Buch ein eindrucksvolles Zeugnis eines tapferen und erfolgreichen Gelehrtenlebens. Die Schriften Röpkes wirken weit über die Fachkreise hinaus, bieten sie doch eine zuverlässige und zugleich sehr anschauliche Orientierung. Allein schon die Sprachkunst bietet neben dem Wissenschafts- und Wahrheitsgehalt einen hohen Genuß. Gerade auch dieses neue reichhaltige Buch des eminent klugen und tapferen christlichen Humanisten verdient viele begeisterte Leser. Es schenkt geistigen Gewinn und Genuß. *Dr. Josef Bleß, St. Gallen*

Clemens, Johanna: Der Kreuzweg unseres Herrn im 51. Psalm des königlichen Sängers David mit zeitnahen Gedanken. Bretten, Verlag Friedrich Esser, 1959. 37 Seiten.

Die Verfasserin verteilt die Verse des Miserere auf die 14 Brettener Kreuzwegbilder und fügt dazu ihre mehr persönlichen Gedanken bei jeder Station an. Die sicher fromme und zweckmäßige Zusammenstellung kann viel Anregung zur Andacht bieten.

Dr. P. Barnabas Steiert, OSB

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion:
Dr. Joh. Bapt. Villiger, Can.
Dr. Joseph Stirnimann
Professoren an der Theologischen Fakultät Luzern

Alle Zuschriften an die Redaktion, Manuskripte und Rezensionsexemplare sind zu adressieren an:
Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung»
St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20

Für Inserate, Abonnemente und Administratives wende man sich an den Eigentümer und Verlag:
Räber & Cie. AG.
Buchdruckerei, Buchhandlung
Frankenstraße 7—9, Luzern
Tel. (041) 2 74 22

Abonnementspreise:
Schweiz:
jährlich Fr. 17.—, halbjährlich Fr. 8.70

Ausland:
jährlich Fr. 21.—, halbjährlich Fr. 10.70
Einzelnummer 40 Rp.

Insertionspreise:
Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 18 Rp. Schluß der Inseratenannahme Montag 12.00 Uhr
Postkonto VII 128

Reichgeschnitzter

Tabernakel

Renaissance, Holz polychrom bemalt und vergoldet mit Reliefs der heiligen Johannes, Antonius und und Barbara.

Unverbindliche Besichtigung und Vorführung nach tel. Vereinbarung.

Max Walter, Antike, kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, **Basel,** Tel. (061) 35 40 59 od. (062) 2 74 23.

Alle Tage geöffnet, ausgenommen Montag.

Meßwein

sowie in- und ausländische

Tisch- u. Flaschenweine

empfehlen

Gebrüder Nauer, Bremgarten
Weinhandlung
Telefon (057) 7 12 40
Vereidigte Meßweinlieferanten

---

fährt im Jahre 1960

Nevers—LOURDES—Ars:
6. April / 13. April / 27. April / 21. Mai / 10. Juni / 13. Juli / 7. Sept. / 6. Okt.
9 Tage alles inbegriffen Fr. 375.-

Nevers—LOURDES—Riviera:
25. April / 9. Mai / 30. Juli / 21. Sept.
11 Tage alles inbegr. Fr. 450.-

ROM—Assisi—Florenz:
10. Okt. 9 Tg. alles inb. Fr. 390.-

Padua—Assisi—Rom:
7. Mai 9 Tage alles inb. Fr. 390.-

Padua—Venedig—Gardasee:
20. April/17. Aug. 4 Tage Fr. 155.-

TRIER—Luxemburg:
1. Sept. 3 Tage Fr. 120.-

Nur erstkl. Hotels, keine Nachtfahrten, **modernste Pullman-Cars mit Schlafsitzen,** langjährige Erfahrung. Verlangen Sie unsere Programme.

TEL. 041 89149

Barocke

Madonna mit Kind

mit Krone und Zepter, Holz bemalt, Höhe 120 cm.

Verlangen Sie unverbindliche Vorführung.

Max Walter, Antike, kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, **Basel,** Tel. (061) 35 40 59 od. (062) 2 74 23.

Alle Tage geöffnet, ausgenommen Montag.

Inserat-Annahme
durch RÄBER & CIE.,
Frankenstraße, LUZERN.

Neuheiten 1960 !

Stets bestrebt, Besseres zu bieten zum Vorteil der Kunden, sind u. a. nächstens lieferbar:

Feldaltar-Tragkoffer, System «Sträßle», in Neukonstruktion, jetzt ohne Behinderung auch verwendbar zur Zelebration gegen das Volk. Material, Größe, Gewicht wie bisher.

Biegsamer Paramentenbügel aus Stahl- und Messingschlauch, jetzt breiter, vernickelt. Holzteile natur, glasklar lackiert, verbesserter Träger für Zubehör. - Ideal für große Kaseln, Pluriale, Alben und Chorröcke. Zufolge großer Serie gleicher Preis wie bisher.

Uniform-Kragen-Klämmerli, jetzt aus massivem Chromstahl statt Messing verchromt. Viel kräftiger und keine Abnützung! Preis 25 Cts. wie bisher.

J. Sträßle, Kirchenbedarf, **Luzern**
Telefon (041) 2 33 18

SONDERANGEBOT

Der herrliche Kunstband

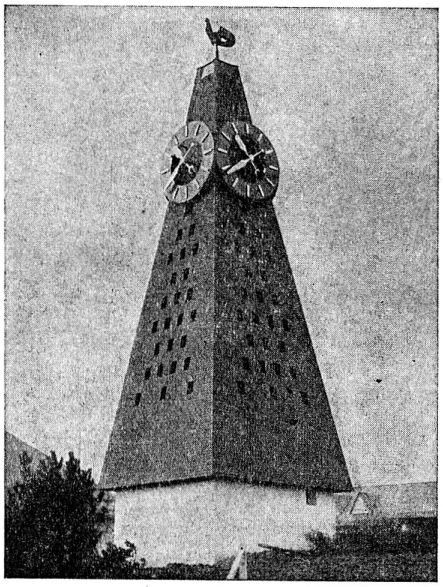
Maria — Die Madonna in der Kunst

Eingeleitet von
Linus Birchler
und Otto Karrer

Mit 128 ganzseitigen Tiefdruckbildern und 20 Farbtafeln

Verlagsneu.
Fr. 15.—, solange Vorrat

Buchhandlung
Räber & Cie. AG, Luzern



TURMUHREN

Neuanlagen in solider und erstklassiger Ausführung
Umbauten auf elektr. Gewichtsaufzug
Revisionen sämtlicher Systeme
Neuvergoldungen von Zifferblättern und Zeigern
Sakristeiuhren, synchron mit der Turmuhr laufend
Serviceverträge zu günstigen Bedingungen
Öl zur Pflege der Turmuhr

Unverbindliche Beratungen und Offerten durch

Turmuhrenfabrik Mäder AG. Andelfingen
Telefon (052) 4 11 67

Berücksichtigen Sie bitte die Inserenten der «Kirchenzeitung»

Meßweine, Tisch- u. Flaschenweine

empfehlen in erstklassigen und gutgelagerten Qualitäten

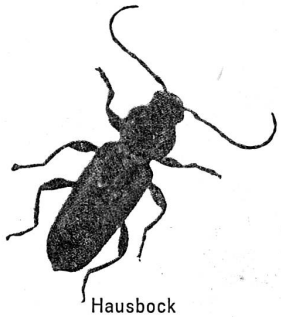
GÄCHTER & CO.
Weinhandlung **Altstätten**

Geschäftsbestand seit 1872 Beeidigte Meßweinlieferanten Telefon (071) 7 56 62

Wer gerne schnupft . . .

verlangt **«NAZIONALE-Schnupftabak»,** der die Vorzüge und die Freuden eines wirksamen Schnupfpulvers sichert. Nach Wahl: Nature, Mentopin oder mit einem der vielbewährten Düfte. In der praktischen Schnupfdose

NAZIONALE S. A. CHIASSO


Hausbock

Merazol

schützt Holz vor

Hausbock
Holzwurm
Fäulnis

Beratung in allen Holzschutzfragen unverbindlich und kostenlos

Emil Brun Holzkonservierung **Merenschwand/Aarg.** Telefon (057) 8 16 24

Für den Gottesdienst ist nur das Beste gut genug!

Wir beraten Sie unentgeltlich in allen Fragen textiler Kirchenausstattungen und neuzeitlicher Paramente. — In unseren Werkstätten entstehen künstlerisch und handwerklich hochwertige liturgische Gewänder, kirchliche Textilien, Fahnen, Banner, Baldachine.

Paramentenfachklasse der Kunstgewerbeschule Luzern
Rößligasse 12, Telefon (041) 3 73 48.

WEINHANDLUNG

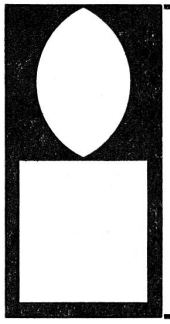
SCHULER & CIE.

SCHWYZ und LUZERN

Das Vertrauenshaus für Meßweine u. gute Tisch- u. Flaschenweine
Telefon: Schwyz Nr. (043) 3 20 82 — Luzern Nr. (041) 3 10 77

Roos TAILOR
Frankenstraße 2
Luzern
Telefon (041) 2 03 88

Mäntel
Vestonanzüge
Soutanen
Douilletten



Kerzenabfälle

verarbeiten wir in den meisten Fällen nicht zu neuen Kerzen, da diese nicht gut brennen. Hingegen nehmen wir Kerzenabfälle zurück und verrechnen den Betrag mit neuen, mit guten LIENERT-Kerzen. Machen Sie einen Versuch.

GEBR. LIENERT, EINSIEDELN
KERZEN- UND WACHSWARENFABRIK

Emil Eschmann AG, Glockengießerei
Rickenbach-Wil SG, Schweiz, Bahnstation Wil
Telefon (073) 6 04 82

Neuanlagen von Kirchengeläuten
Umguß gesprungener Glocken
Erweiterung bestehender Geläute
komplette Neuanlagen, Glockenstühle
und modernste Läutmaschinen
Fachmännische Reparaturen

NEUERSCHEINUNGEN!

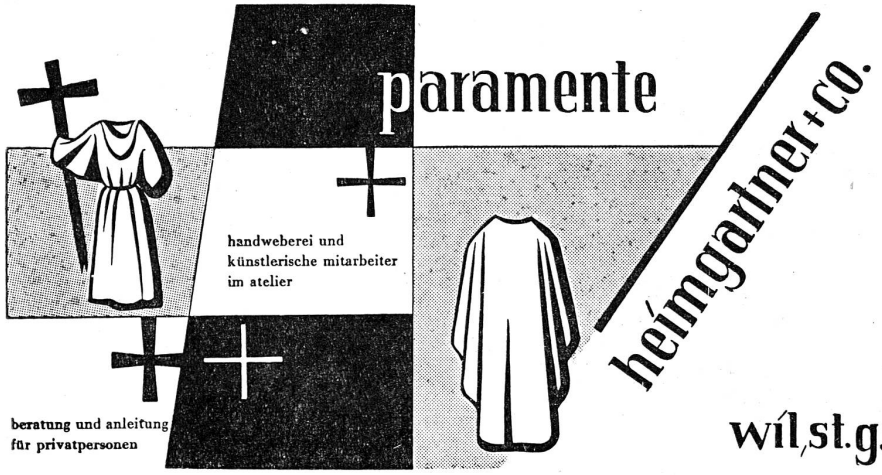
Paul Winninger, **Pfarrgemeinde und Großstadt.** Die Ausdehnung der Pfarreien und die Gegensätze des Apostolats in den Städten. Leinen. Fr. 14.80.

Theodor Schnitzler, **Eucharistie in der Geschichte.** Ein kirchen- und liturgiegeschichtliches Werkbuch zum Eucharistischen Kongreß in München 1960. Fr. 4.35.

Gemeinschaft der Priester v. Saint-Séverin in Paris, **Die Beichte.** Ein Versuch aus der Erfahrung der Großstadt-Seelsorge. Leinen Fr. 8.95.

Hildegard von Bingen, **Naturkunde.** Das Buch von dem innern Wesen der verschiedenen Naturen in der Schöpfung. Leinen Fr. 18.40.

Buchhandlung Räber & Cie. AG, Luzern



WURLITZER ORGEL
und sie bewährt sich immer mehr!
PIANO-ECKENSTEIN, BASEL
Leonhardsgraben 48, Tel. 061/239910

Edle Weine
in- und ausländischer Provenienz
Meßweine

KOCH

A. F. KOCH & CIE.
REINACH (AG)
Tel. (064) 6 15 38